Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.00. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 385. **Sonnabend** den 10. August 1895. **89. Jahrgang.**

Ein Franzose über die Entstehung des Krieges von 1870/71.

Bei den Franzosen, wie bei den „deutschen" Socialdemokraten ist es bekanntlich — bei den Ersteren begreiflicher, bei den Letzteren schändlicher Weise — zur Gewohnheit geworden, den Fürsten Bismarck zu beschuldigen, er habe den deutsch-französischen Krieg „gemacht" und die friedliebenden Franzosen in eine Falle gelockt, aus der nach der Veröffentlichung der von ihm gefälschten Emser Depesche nur der Ausweg des Krieges möglich gewesen sei. Nach dieser aller geschichtlichen Wahrheit zuwiderlaufenden Darstellung erscheinen die Franzosen als die arglosen Opfer eines preußischen Ueberfalles, während es doch umgekehrt die damalige, um ihre Stellung besorgte französische Regierung gewesen ist, die Deutschland zum Kriege gezwungen hat. Bei dieser Sachlage verdient es immerhin Beachtung, daß ein so vornehmes Blatt wie der Pariser „Gaulois" und noch dazu in der jetzigen Erinnerungszeit den Muth findet, der Wahrheit die Ehre zu geben und die wirkliche Urheberschaft an dem Kriege von 1870/71 festzustellen. Der „Gaulois" veröffentlicht in seiner Nummer vom 6. August einen Artikel von dem ehemaligen Abgeordneten Estancelin, worin dieser auf Grund von Aussagen und Briefen Emile de Girardin's den Beweis führt, daß Niemand anders als das damalige französische Ministerium den Krieg gewollt und herbeigeführt habe. Die „Hamb. Nachr." entnehmen der Veröffentlichung des Herrn Estancelin das Folgende:

„Die Verantwortung für den Krieg fällt weder dem französischen Volke, noch selbst den Kammern, vielmehr einzig dem Ministerium zur Last, welches damals die Regierung unseres Vaterlandes führte.

Preußen wollte den Krieg: es war bereit, nur der Anlaß dazu fehlte ihm; man war ungeschickt genug, ihm einen zu bieten, und es machte ihn sich zu Nutze!

Bismarck fing, um mich eines alltäglichen Ausdruckes zu bedienen, den Ball im Wurfe auf, aber derselbe war ihm von Paris aus zugeflogen.

Sonnabend, den 2. Juli 1870, dachte nicht ein einziger Franzose an den Krieg. Sonntag, den 3., sagte der Minister des Innern Chevandier de Val Drôme zu Emil de Girardin: „Schreiben Sie einen Artikel, in welchem Sie Preußen den casus belli stellen."

„Das wäre Wahnsinn!!"

„Sie werden morgen einen Artikel in diesem Sinne schreiben."

„Niemals."

Dennoch, trotz dieses „Niemals" erschien der gewünschte Artikel am nächsten Morgen in der „Liberté". Allerdings, fügt Girardin hinzu, war derselbe nicht von mir.

Das ist durchaus zutreffend. Bevor ich diese Zeilen schrieb, habe ich an der Hand des betreffenden Jahrganges der „Liberté" die Behauptungen Girardin's geprüft. Montag, den 4. Juli, nach seiner Unterredung mit dem Minister — ist es ein zufälliges Zusammentreffen oder eine Folge des Besuches mit ihm? — thatsächlich finde ich an dem genannten Tage die Demission Girardin's als Directors der „Liberté". Die letzten Worte derselben lauten: „Ich erkläre ausdrücklich, daß ich von heut ab mit der Direction und Redaction der „Liberté" nichts mehr zu thun habe." Dann sehe ich in demselben Blatte vom selben Tage, wie es der Minister am Abend vorher bestimmt hatte, die Kriegsfrage gestellt.

Girardin hat in einem Briefe, der kurz vor seinem Tode gedruckt worden ist und den ich wie viele Andere gelesen habe (ich copire die Hauptstellen hier aus einem Buche von Pierre von Lano), jene Unterredung mit dem Minister erzählt, welche die erste Scene in dem blutigen Stück Geschichte war, das unter den Mauern von Paris seinen Abschluß fand.

Er redigirte damals die „Liberté"! Sonntag, den 3. Juli, erhielt er eine Diner-Einladung ins Ministerium.

Nach Aufhebung der Tafel — so schreibt er — kam der Minister auf mich zu und sagte: „Wissen Sie das Neueste? Wir werden wirklich einen Hohenzollernprinzen auf den spanischen Thron bekommen."

„Nun, und was geht uns das an?" (Qu'est ce que cela peut nous faire?) antwortet Girardin.

„Wie? Sehen Sie denn nicht, daß darin eine Gefahr, eine Drohung für Frankreich liegt? Wir werden diese Candidatur nicht dulden. Es muß ein casus belli daraus gemacht werden!"

Das Wort steht da. Nicht in der Schroffheit, die ein eiliges Gespräch mit sich bringt, aber doch in Ausdrücken, die dadurch nichts von ihrer Bedeutung verlieren, daß sie in gewisse Formen verschlungen sind.

Am selben Tage fand ein Ministerrath statt, und die Zeitungen meldeten die Abreise eines Cabinetscouriers an den französischen Botschafter in Berlin.

Bismarck befand sich damals auf dem Lande. In einem Gespräch mit Herrn de Heux, das vor einigen Jahren veröffentlicht wurde, äußerte er:

„Ich war am 6. Juli ganz ruhig hier in Varzin in der Sommerfrische, als ich aus Paris die Nachricht erhielt, man mache dort aus der Hohenzollern-Candidatur einen casus belli! Mein Entschluß war schnell gefaßt."

Der weitere Verlauf des Gespräches ist mir nicht mehr genau erinnerlich, aber offenbar war Graf Bismarck, wie ich oben sagte, froh, den ihm von Paris aus zugeworfenen Ball aufzufangen.

Warum nahm die französische Regierung plötzlich eine so aggressive Haltung Preußen gegenüber an? In dem Buche des Herrn de Lano lese ich: „Am selben Tage erhielt Prim in Madrid eine Depesche, welche ihm den Protest der französischen Regierung und ihre Opposition gegen die Thronbesteigung des Hohenzollernprinzen anzeigte."

Ein Freund von mir befand sich in Prim's Cabinet, als ihm diese Depesche übergeben wurde; er las sie, knüllte sie zusammen und warf sie mit den Worten auf jenen Schreibtisch: „Das ist denn aber doch zu stark! Und mir ganz unverständlich! Wir standen im besten Einvernehmen (étions absolument d'accord) mit den Tuilerien."

Herr de Lano hat in kurzer Weise die persönlichen Motive angegeben, die die Regierung dazu führten, unbesonnen die Kriegsfrage aufzuwerfen (lancer le casus belli).

Ich theile seine Anschauungsweise durchaus; allein da in einer so heiklen Angelegenheit persönliche Insinuationen von fragwürdigem Werthe sind, halte ich mit dem Ausdruck (impression, wohl verdruckt statt expression) meiner Ueberzeugung zurück und beschränke mich auf die Feststellung zweier unbestreitbarer Thatsachen: Am 3. Juli hat der französische Minister des Innern gesagt: „Stellen Sie die Kriegsfrage an Preußen." Am 6. Juli hat Bismarck sie acceptirt und geantwortet: „Da Ihr den Krieg wollt, so sollt Ihr ihn haben."

Die weiteren Ausführungen des Herrn Estancelin im „Gaulois" beziehen sich darauf, daß sowohl die französische Regierung, wie der Kaiser Napoleon über die militärische Ueberlegenheit Preußens durch den bekannten Bericht des Obersten Stoffel unterrichtet gewesen seien.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. August.

Angesichts der in der Mehrzahl der deutschen Städte in Angriff genommenen Vorbereitungen zu einer würdigen **Feier des Sedantages** hatten kürzlich die „Berl. N. Nachr." die Frage aufgeworfen: Was thut die Stat **Berlin**, die als Reichshauptstadt noch mehr als jede andere deutsche Stadt Anlaß zur Veranstaltung einer patriotischen Feier hat? Auf diese Frage hat der Berliner Magistrat erfreulicher Weise rasch mit dem Beschlusse geantwortet, den diesjährigen Sedantag besonders festlich zu begehen und zu diesem Zwecke bei der Stadtverordneten-Versammlung die Einsetzung eines gemischten Ausschusses aus beiden städtischen Behörden zur Berathung über die Art der Feier zu beantragen und einen Credit bis zu 50 000 ℳ zu verlangen. Das Stadtverordneten-Collegium hat zu diesem Antrage allerdings noch keine Stellung genommen, aber es ist doch kaum zu besorgen, daß es den Magistrat im Stiche läßt. Den fortschrittlichen „Größen" in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, die der hohe Muth, den sie einem Bismarck gegenüber an den Tag legen, häufig verläßt, wenn die Gunst des **Ultramontanismus** verscherzt werden könnte, wird es freilich hart ankommen, für die Feier eines Tages einzutreten, der im Wahlkreise des von Herrn Albert Träger so begeistert besungenen Windthorst von jeher der „Satanstag" genannt wurde und der auch jetzt noch den Groll der ultramontanen Presse erregt. Die „Köln. Volksztg." erklärt sogar rundweg, man dürfe den 2. September dieses Jahres nicht zum allgemeinen nationalen Festtag stempeln, und hält es „angesichts der noch fortwährend wiederholten Versuche, die deutschen Katholiken zur Feier gerade an dem mit so viel culturkämpferischen Erinnerungen verquickten Sedantage förmlich zu zwingen", für wohlgethan, eine auf die Sedanfeier bezügliche Kundgebung des Bischofs von Ketteler aus der Vergessenheit hervorzuziehen. In diesem, in der Hitze des Culturkampfes am 19. August 1874 verfaßten bischöflichen Schreiben wird die kühne Behauptung aufgestellt, die Sedanfeier sei kein nationales Dankfest:

„Sie geht erstens nicht vom gesammten deutschen Volke aus, sondern hauptsächlich von einer Partei. Daher entspringt sie nicht dem allgemeinen Volksbewußtsein, sondern ist künstlich gemacht und dient nicht jeden Nebensichten, welche mit wahrem Patriotismus nichts zu thun haben. Der Feier fehlt oft die innere Wahrheit. Die Partei, welche jetzt hauptsächlich die Sedanfeier betreibt und sich fälschlich als die Vertreterin des deutschen Volkes geberdet, ist zweitens dieselbe, welche in der Gegenwart an der Spitze des Kampfes gegen das Christenthum (!) und die katholische Kirche steht. Wenn diese die Betheiligung der Religion bei der Feier fordert, so thut sie das selbstverständlich nicht aus Religion. Sie feiert in der Sedanfeier nicht so sehr den Sieg des deutschen Volkes über Frankreich, als die Siege ihrer Partei über die katholische Kirche. Sie will aber die katholische Kirche zwingen, sich an dieser Siegesfeier zu betheiligen. Durch den Vorwurf weniger patriotischer Gesinnung will sie uns zwingen, mitzuthun, will sie uns an ihren Triumphwagen spannen. Zu diesem Spotte wollen wir uns aber nicht hergeben."

Schließlich untersagt Bischof von Ketteler in seinem Schreiben jedes feierliche Geläute und jeden Festgottesdienst am Sedantage. Nur ein Bittgottesdienst wird erlaubt, „um Gottes Segen über Deutschland zu erflehen, und namentlich um Gott zu bitten, daß er uns die innere Einheit wiedergebe, ohne welche die äußere Einheit nur ein leerer Schein ist". Mit Recht bemerken die „B. N. N." zu diesem Citate der „Köln. Volksztg.":

„Das rheinische ultramontane Blatt hätte wahrlich besser gethan, dieses bischöfliche Schreiben weiter im Grabe ruhen zu lassen. Denn es erweckt lebhaft die Erinnerung an jene Zeit wieder, wo die ultramontane Partei das deutsche Reich mit fanatischem Hasse und in den unwürdigsten Formen bekämpfte. Wenn damals der Sedantag vielfach ein Parteifest war, so lag dies nur daran, daß infolge der Aufhetzung der klerikalen Presse die Katholiken gern oder ungern aus Furcht vor den Agitatoren von der Feier fern geblieben waren. Nach dem von der „Köln. Volksztg." durch den Wiederabdruck des Ketteler'schen Schreibens und ihrer Zustimmung zu diesem geleisteten erneuten Beweise dafür, daß sie ihre Gesinnung noch nicht geändert hat, kann auch ihre weitere Ankündigung nicht mehr auffallen, daß die Betheiligung der Katholiken nur möglich sein würde, wenn man einen anderen, „auch innerlich mehr geeigneten Tag, etwa den der Kaiser-Proclamation zu Versailles, als den Gründungstag des Deutschen Reiches und der deutschen Einheit", wählen würde. Da der 18. Januar in eine Jahreszeit fällt, in welcher öffentliche Festlichkeiten nicht stattfinden können, so würden die ultramontanen Bestrebungen, die darauf abzielen, alle nationalen Bestrebungen und Kundgebungen thunlichst herabzudrücken, dabei natürlich sehr gut ihre Rechnung finden. Aber vox populi — vox dei, Volkes Stimme — Gottes Stimme! Wer heute dem deutschen Volk einreden will, daß der Sedantag, der eigentliche Geburtstag unseres nationalen Staates, zum nationalen Festtag nicht geeignet sei, ist entweder ein Thor oder ein Feind. Nur die socialdemokratische und die ultramontane Presse läuft gegen den Sedantag Sturm, es genügt, diese Thatsache festzustellen, um ihre Bedeutung zu charakterisiren."

Hoffentlich bewahrheiten die fortschrittlichen Berliner Stadtverordneten die Behauptung, daß nur Socialdemokraten und Ultramontane gegen den Sedantag Sturm laufen, durch eine patriotische Entschließung, auf die Gefahr hin, von der „Köln. Volksztg." wie schon früher einmal „Wasserlöpfe" titulirt zu werden.

Ueber die Frage, ob **Fürst Bismarck** am 18. August zur Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin sich einfindet, verursacht einem Theile der Presse viel Kopfzerbrechen, einigen Blättern auch sichtliche Unruhe. Zu den Blättern dieser Art gehört die „Frankf. Ztg.", die dem Fürsten ungern in der Reichshauptstadt Ovationen gebracht sähe, die im scharfen Gegensatze zu den Vorgängen des März im Reichstage und im „Rothen Hause" stehen würden. Das demokratische Blatt sucht daher dem Fürsten die Betheiligung an der Feier zu verekeln, indem es schreibt:

„Die Berliner werden wohl auf das Vergnügen, den Gewaltigen noch einmal in ihren Mauern zu begrüßen, verzichten müssen, denn es zweifelt von vornherein kein Mensch, daß er der Aufforderung, an dem Weiheact zum Gedächtniß seines verstorbenen kaiserlichen Herrn theilzunehmen, so wenig folgen wird, wie er der gleichen Einladungen bei der Schlußsteinlegung zum Reichstagsgebäude und zum Nordostseecanal nachgekommen ist. Er hat solchen höfischen und militärischen Ceremonien, auch wenn sie einen patriotischen Inhalt hatten, schon während seiner Amtszeit keinen Geschmack abgewonnen und sich als ein Mann, der Besseres zu thun hat, rücksichtslos von ihnen fernzuhalten verstanden; er wird es jetzt erst recht ablehnen, als Statist in einer langen Reihe Anderer eine stumme Rolle zu spielen. Wenn er reden dürfte, wäre es wahrscheinlich anders. Schade, das könnte eine interessante Einweihungsrede werden. So wird er nicht in die Lage kommen, unter der Leitung des verhaßten „Klebers" die Hammerschläge für das Denkmal des Begründers des Reiches an historisch denkwürdigen Tage zu vollziehen. Diese Ceremonie der Hammerschläge leitet oder überwacht nämlich Herr v. Boetticher mit einer Liste in der Hand mit derselben Leichtigkeit und Gewandtheit, die ihm auch bei schwierigeren Staatsacten eigen ist. Es geht dabei ziemlich rasch zu, und je öfter man diese Ceremonie sieht, desto weniger macht sie einen erhebenden Eindruck. Es sieht aus wie eine Art Polonaise oder eine Cotillontour mit Hammerschlag. Jeder ist froh, wenn er fertig ist, und den Meisten scheint bei der ungewohnten Hantirung unter den Augen einer festlichen Versammlung nicht ganz wohl zu sein."

Von dieser anmuthigen Schilderung wird der Fürst sich jedenfalls nicht abhalten lassen. Er darf sich sagen, daß er von Herrn Sonnemann und seinen Leuten auch dadurch sich unterscheidet, daß er nie und nirgends eine Statistenrolle

---

Feuilleton.

8]

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie still sein? Sie Böser! Und dann fand ich die List von einer so plumpen Affectation, von einer so sentimentalen Himmelei mit ihrem Bräutigam, wie es doch gewiß nicht mehr modern ist. Ich finde das abgeschmackt. Wenn ich einmal Braut bin — —"

Wieder ein obligater Seufzer des Herrn Adolar.

„Wollen Sie wohl ruhig sein, Adolar? Sie wissen, ich kann dieses Gestöhne nicht ausstehen. Ueberlassen Sie das den Dienstmädchen und Packträgern. Wenn ich einmal Braut bin, werde ich den Leuten zeigen, wie man die Angelegenheiten mit Chic und Eleganz behandelt. Nie werde ich in so stillloser und unschicklicher Art wie Lisi mit meinem Bräutigam verkehren. Und dabei thut sie so — — so apart und alklug, als ob ich ein kleines Schulmädchen wäre, als ob ich keinen Bräutigam bekommen könne."

„Das ist doch stark", bekräftigte Herr Saegebühl männlich.

„Wo ich doch nur — —"

„Nur zu befehlen haben. Ach wie glücklich könnten Sie mich machen, wenn Sie mir gestatten würden, endlich einmal mit Ihrem Herrn Papa — —"

„Aber lieber Adolar, ich glaube gar, Sie haben expreß auf solch' ein Hundewetter gewartet, um mir eine Erklärung zu machen. Ich sollte doch meinen, Sie hätten Chic genug, dazu einen passenderen Ort und eine bessere Zeit zu wählen. Ich bitte Sie, auf offener Straße! Ist ja empörend. Wie kann das für später eine glückliche Erinnerung abgeben? Sie wissen, ich halte auf die Poesie im Leben. Es zeugt von feinem Geist, von Herz und Seele, darauf zu halten. Können Sie nicht also wenigstens warten, bis Mondschein im Kalender steht? Wie kann man bei einem solchen Sudelwetter auch nur an diese Sachen denken?"

Herr Adolar Saegebühl war zerknirscht, bemerkte aber in seiner Zerknirschung doch, daß vor dem Hause des Herrn Innungsobermeisters Horn, das ihm jetzt, um eine Ecke biegend zu Gesicht kam, ein Reitpferd angebunden war. Was hatte das zu bedeuten?

„Das ist der Fuchs, den Vetter Alex immer reitet. Wahrscheinlich macht er den Eltern einen Besuch", bemerkte Fräulein Doris. Actuar Saegebühl machte ein langes Gesicht.

„Den Eltern nur?" fragte er mit eigenthümlicher Betonung.

„Wem denn sonst? Sind Sie etwa eifersüchtig, Adolar?"

„Ich bin eifersüchtig auf den Wind, der Ihre Wange streichelt", entgegnete der Actuar stürmisch, und „sollte nicht eifersüchtig sein auf einen Vetter, der noch dazu auf einem Fuchs reitet? Die Vettern sind ohnehin höchst gefährlich."

„Dieser nicht."

„Und warum dieser nicht?"

„Aber, Adolar! Er ist ja ein Bauer. Meinen Sie, ich könnte mich je entschließen, mich in einen Kuhstall zu stellen und auf Mägde aufzupassen? Ich habe nichts dagegen, wenn Sie eifersüchtig sind. Das beweist Ihre Liebe. Aber Sie sollten dabei doch vernünftig sein. Ich die Frau eines Bauern! Können Sie sich wirklich so etwas denken?"

„Offen gestanden, nein! Es wäre gegen Sternenlauf und Schicksal. Diese Tournure, diese Haltung, diese Grazie in einen Kuhstall? Nein, mein gnädiges Fräulein, ich glaube Ihnen, ich vertraue Ihnen. Es ist unmöglich. Es wäre Wahnsinn, Sie, die Zierde eines jeden Salons, die geistige Grazie und Ueberlegenheit einer jeden Gesellschaft, in einen öden Bauernhof zu vergraben, der Eleganz und weltkundige Bildung — —"

„Still. Ich glaube gar, Sie wollen mir schmeicheln, Sie Böser!"

„Wie könnte ich das, süßeste Doris?"

Die Beiden verstummten jetzt und traten in das Haus ein. Sie kamen gerade dazu, wie Herr Lassen anscheinend zu einer größeren Auseinandersetzung ausholte. Nach den üblichen Begrüßungen fuhr er in der That, ziemlich unbekümmert um die Hinzugekommenen, in seiner Rede fort:

„Wie gesagt, Herr Obermeister, das soll nun anders werden, und die Gutsherrschaft hat die bestimmte Absicht geäußert, helfend und fördernd in die Entwicklung der socialen Verhältnisse einzugreifen. Dazu ist es aber nöthig, daß Fräulein von Fahlen direct in Verbindung tritt mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises, und ich habe, um die Annäherung anzubahnen, das Arrangement einer Jagd zur Feier des zwanzigsten Geburtstages der Herrin auf Doberan übernommen. Ich rechne dabei bestimmt auf Ihre Theilnahme und wohlwollende Förderung, Herr Obermeister, und habe hiermit die Ehre, Sie als zu den maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises zählend, zu den Festlichkeiten einzuladen."

Herr Lassen verbeugte sich dabei ziemlich correct, wie er heute überhaupt mehr als sonst bestissen war, gute Figur zu machen, und „Hörnchen" richtete sich im Hochgefühl seiner Würde und mit großer Wichtigkeit auf. Er war offenbar sehr angenehm davon berührt, der Ehre dieser Einladung theilhaftig geworden zu sein, und richtete sich mit leisem Hüsteln zu einer großen, der Feierlichkeit des Moments angemessenen Rede.

„Hm — Herr Amtmann", begann Hörnchen in einem Tone, wie er etwa dem Kaiser Heinrich dem Vierten bei seinem Einzug in Rom angestanden haben würde, trotzdem Herr Lassen sein Neffe war, „Herr Amtmann, es hieße gegen alles patriotische Gefühl und menschliche Gerechtigkeit handeln, wenn ich mich in so — hm — in so schweren Zeiten den wohlwollenden Bestrebungen berufener Kreise in so — hm — in so ostentativer Weise entziehen wollte. Im Gegentheile stehe ich solchen Bestrebungen — hm — sehr freundlich gegenüber und werde gewiß Alles thun, was in meinen Kräften steht, um sie zu fördern, zum allgemeinen Wohle beizutragen."

„Also ich darf auf Sie rechnen, bester Onkel?"

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Amtmann."

„Das Jagd-Rendezvous findet Dienstag früh sieben Uhr gleich hinter dem neuen Gewächshaus auf Doberan statt."

„Gut, ich werde pünctlich eintreffen."

„Und ich danke Ihnen, bester Onkel, für Ihr freundliches Entgegenkommen."

Er machte abermals eine Verbeugung, wobei ein ganz flüchtiges Lächeln über diesen geschraubten Verkehr auf seine Lippen trat.

„Und nun kann ich wohl meinen officiellen Besuch für erledigt ansehen und darf meiner hübschen Cousine in geziemender Weise meine Huldigung darbringen", fuhr er fort, und wandte sich dem Fräulein Doris zu.

Diese sah fast erstaunt über ihn hin und sagte dann, ihrem Vetter die Hand reichend:

„Man scheint ja in Doberan große Fortschritte zu machen."

„Inwiefern, Doris?"

„In der Cultur."

„Die Cultur auf Doberan ist die vorzüglichste der ganzen Gegend, liebe Cousine, unsere Erntebericht weisen das aus."

Fräulein Doris lachte.

„So meine ich's nicht, Alex, ich meinte die Cultur des Menschen, nicht des Bodens."

„Es ist ein volkswirthschaftlicher Grundsatz, daß die Cultur des Bodens mit derjenigen des Menschen Hand in Hand geht; ich weiß nicht, Doris, ob Du diesen Grundsatz in Bezug auf Doberan bestreiten möchtest."

„Nicht nur in Bezug auf Doberan", erwiderte Herr Actuar Saegebühl, „sondern überhaupt. Der Grundsatz ist eine sogenannte Bauernregel, deren Regelmäßigkeit bekanntlich darin bestehen, daß sie nie eintreffen."

Dabei sah er Herrn Lassen in eigenthümlicher Weise, wie man zu sagen pflegt, von oben herab, durch sein Monocle an und näselte mit einer wahren Provocation. Herr Lassen blieb aber ruhig und sagte statt aller Antwort:

„Und was sagst Du dazu, Doris?"

„Nun, ich hätte den Brennpunct der Cultur allerdings auch nicht in Doberan gesucht", sagte sie schnippisch.

„Bravo, bravo", rief Herr Saegebühl, „außerordentlich fein und geistreich bemerkt".

„Der Brennpunct mag sein, wo er will", sagte Herr Lassen, unruhiger werdend, „die Wurzel ist in Doberan, Doris. Wenn Dir's Jemand anders sagt, so sieh ihn ja genau an und vergiß nicht, daß gerade in den kleinsten Ohren die größten Lügen Platz haben."

Herr Saegebühl lachte kurz auf.

„Sie sind sehr kühn im Behaupten, Herr Amtmann, aber nicht im Beweisen", sagte er und ließ mit zierlicher Bravour das Monocle fallen. Er erwartete kampfbereit den Angriff. Herr Lassen seinerseits warf ihm einen strengen Blick zu und maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte aber augenscheinlich keine Lust, sich mit dem spitzfindigen Juristen einzulassen, denn er wendete sich plötzlich ab und sagte in einem leichteren Ton zu Herrn Horn:

„Apropos, verehrter Herr Onkel, Sie werden begreifen, daß ich jetzt, wo mir die Herrschaft so ganz unerwartet in das Haus geschneit ist, mit Arbeiten aller Art, mit Correspondenzen, Anordnungen und Vorbereitungen überhäuft bin. Nun trifft es sich vorzüglich, daß Max jetzt gerade Ferien hat und er sich mir in freundlicher Weise für diese Zeit zur Verfügung stellt. Sie haben doch nichts dagegen, wenn er auf einige Wochen in Doberan verbleibt."

Der Zeus aller Schornsteine von Dinglingen runzelte die mehr breite als hohe Stirn.

„Hm, Herr Amtmann, ich muß leider bemerken, daß mein